

An aerial photograph of Berlin, Germany, featuring a 3D architectural overlay. The overlay consists of semi-transparent, light-colored geometric shapes that represent buildings and structures, placed over the real-world cityscape. The TV Tower (Fernsehturm) is prominent on the left. In the foreground, a building has a sign that reads "park inn". The background shows a dense urban area with various buildings and a green hill on the right.

Bernd Cailloux

Der gelernte Berliner

Sieben neue Lektionen

edition suhrkamp

edition suhrkamp 2563

Über Berlin ist alles tausendmal gesagt, die Wahrheit inklusive. Der gelernte Berliner weiß, daß sich die Stadt schneller verändert als der einzelne Bewohner. Viel Altes ist neu überstrichen worden, viel Neues rasant veraltet. Nicht nur in der offiziellen Hochglanzmetropole, auch in den peripheren Parallelmilieus, wo fast alle Berliner wirklich leben: als Märtyrer des Müßiggangs in den Cafés und Bars, als Zeitungs- und Werbezettelenzyklopädisten, Fernsachverständige oder Wohngeldkünstler, oft auf der schattigeren Hälfte des Lebens.

Im Folgeband von *Der gelernte Berliner* (1991) erzählt Bernd Cailloux in sieben neuen Lektionen, was die Stadt einem bereithält.

Bernd Cailloux, geboren 1945, lebt als freier Schriftsteller in Berlin. Zuletzt veröffentlichte er: *german writing*. Erzählungen (es 2481) und den Roman *Das Geschäftsjahr 1968/69* (es 2408).

Bernd Cailloux
Der gelernte Berliner

Sieben neue Lektionen

Suhrkamp

edition suhrkamp 2563

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing, Lahnau

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12563-2

1 2 3 4 5 6 - 13 12 11 10 09 08

Inhalt

Vorbemerkung

7

Zeuge der Einheit

13

Berliner Seiten

49

Die Wirte des Lebens

67

Ü 50

101

Der Zeitungsnarr

137

Die Schöneberger Fernsehwoche

171

Werbezettels Traum

195

... und abends in die Lesung

225

Editorische Notiz

253

Vorbemerkung

»Berlin ist groß, groß, groß«, sagte Lars Gustavsson, und die Menschen in diesem laut Alfred Döblin »großen, ernstesten Massenwesen« lassen sich nach Kurt Tucholsky in zwei Sorten einteilen, in »den nörgelnden und den lobenden Berliner«, die einander allerdings »spinnfremd« blieben, was auch der kontaktsuchende Rainer Maria Rilke an dieser für ihn »unwirschen, überall gleichzeitigen Stadt« beklagte, in der Erich Kästner seinem Romanhelden Fabian das vielleicht niederschmetterndste Urteil in die Berliner Schnauze legte: »Hinsichtlich der Bewohner gleicht sie längst einem Irrenhaus. Im Osten regiert das Verbrechen, im Zentrum die Gaunerei, im Norden das Elend, im Westen die Unzucht, und in allen Himmelsrichtungen wohnt der Untergang.« Wenn's um Berlin geht, wird offenbar schon länger gerne übertrieben.

Diese zugegebenermaßen etwas komprimierte Zitatenselektion ist nur eine kleine Auswahl aus circa neunzehn Notizbüchern eines aufmerksamen, gelernten Berliners, der seine einzelnen Funde noch selbst über die Jahre in ihrem Umfeld entdeckt und nicht per Suchmaschine herbeigecklickt hat. Was an bedeutenden und weniger bedeutenden Äußerungen einst verstreut in Romanen und Briefbänden stand, wird mittlerweile in seinen meist nur noch lobenden Schwundformen auf zahllosen Zeitungsseiten und elektronischen Kanälen hartnäckigst wiederaufbereitet. So sorgen die Massenmedien für die Erhaltung eines permanenten Reizzustandes namens »Berlin«. Was wäre dem täglich erzeugten Hype um die Haupt-, Kunst- und

Partystadt entgegenzusetzen? Das subjektiv Erfahrene, die eigene Erzählung. Nur so ließe sich dem prallen Kanon der tollen Bilder, Texte und Töne womöglich etwas Unverwechselbares hinzufügen. Also bitte, sei einzigartig, sei vielfältig, sei hier ruhig mal der Berliner – dann wirst du Veteran des Westens vielleicht auch noch gebraucht.

Das vorliegende Buch ist der Folgeband einer 1991 erschienenen Geschichtensammlung gleichen Titels, die binnen Jahresfrist vergriffen war. Die darin enthaltene Erzählung »Zeuge der Einheit« handelte, damals so gut wie zeitgleich, von der Wende. Im Wortlaut unverändert, aber durch die Folgejahre anders ausgeleuchtet, steht sie hier am Anfang. Denn das, was dort beschrieben ist, liegt allen weiteren Lektionen zugrunde, die der »gelernte Berliner« seither absolviert hat. Dabei bedeutete die heute seltener gebrauchte Redewendung übrigens ursprünglich nicht, daß einer das Berlinersein oder irgend etwas anderes in Berlin gelernt haben könnte – sie diente lediglich dazu, die in der Stadt geborenen von den erst später zugezogenen Berlinern zu unterscheiden, analog zu den sogenannten Quiddjes in Hamburg oder den Zuagraastn in München. Wenn Mitte, Ende des 19. Jahrhunderts ein pommerscher oder schlesischer Neuankömmling etwas falsch machte, stellte der Einheimische das richtig und sagte, je nach Kontext nett-ironisch oder abwertend, na ja, det is' ja nur ein jelernter Berliner. In den Westberliner Zeiten, bis zum Ende der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, spielte diese Unterscheidung kaum mehr eine Rolle. In der Halbstadt durften Zugezogene ihre individuellen bis experimentellen Kreise ziehen, ohne von den lokalen Autoritäten geschurigelt zu werden. Und so

konnte »Der gelernte Berliner« im ersten Band relativ heiter vom Leben auf der »Insel der Glückseligen« erzählen, vom Alltag im alternativ gestimmten Kiez, von seiner Karriere als Sanierungsbetroffener, vom Kicken vorm Reichstag, vom bunten Treiben im Tiergarten, dem grünen Herzen der Subkultur – bis sich mit dem Mauerfall die Kräfte in der Stadt verschoben.

Zwanzig Jahre danach ist »Der gelernte Berliner« erheblich älter geworden. Er hat die enorme Umgestaltung der Stadt, die enorme Erweiterung ihrer *mental map* miterlebt, die enormen Mietsteigerungen, Teuerungsraten und Phantomschmerzen aller Art überlebt. Seine Kulturtechniken sind mit ihm gealtert, einstige Westberliner Kompetenzen wurden annulliert, früher lebenswerte Milieus nach und nach zugunsten anderer verlassen. Doch genau hier liegen die Schnittstellen für die Stoffe der sieben nach der Wende aufgelaufenen Lektionen, hier finden sich die bewegenden Themen und bewegten Tätigkeiten des gelernten Berliners: das Zeitunglesen, das Fernsehgucken, der märtyrerhafte Müßiggang in den Cafés, die literaturästhetische Erziehung von Wohngeld-Sachbearbeitern und weitere, mit euphorischer Skepsis zu bestehende Aufgaben. Stets bleibt jedoch eine gewisse Zerknirschtheit spürbar – das neue, große, gesamte Berlin ist einfach nicht mehr in den Blick zu kriegen! Wer weiß schon, wie's in den Stadtteilen Französisch-Buchholz oder Böhmisches-Rixdorf aussieht, wo sich, um nur einige der zahllosen Beispiele zu nennen, die weltweit hoch bewertete Berlin Mathematical School oder die Tegeler Sechserbrücke befindet und was die Speisekarte des Fernsehturm-Restaurants so alles bietet – jeder kleine Fahrradbummel zeigt ein Wochen zuvor an gleicher Stelle noch

nicht gewesenes, beeindruckendes Gebäude. Die Stadt, schrieb Baudelaire mit Blick auf die Entwicklung von Paris, verändert sich schneller als ein Menschenherz. Dasselbe gilt anderthalb Jahrhunderte später für den wieder kompletten Makrokosmos Berlin: Eine Metropole ist daran zu erkennen, daß selbst hochinteressierte Bewohner ein Leben lang brauchen, um sie halbwegs kennenzulernen.

Das äußere, sichtbare Berlin bleibt weitgehend im Hintergrund und ist dennoch beteiligt an den inneren Bewegungen, am mentalen, seelischen Lernpensum des Erzählers, der inmitten der Stadt und zugleich mit größter Distanz zu ihr lebt. Daraus ergibt sich die Wechselwirkung, in der die hier gesammelten Lektionen auf selbstbeobachtende, erfahrungsgesättigte und noch mit allgemeinem Wissen abgeglichene Weise entstanden. Denn die Lust, etwas zu erfinden, ist nicht immer vorhanden, die Lust, etwas zu schreiben, dagegen schon – auch wenn die Ergebnisse formal nur schwer in eine der gängigen Gattungen einzuordnen sind. Herausgekommen ist eine literarische Mischform aus erzählender Prosa, Autobiographie, Pulp-Essay, Geschichte, Anekdote, Dichtung gar und hoffentlich auch einer Spur von Witz.

Am Ende wird nur eines klar: Selbst der gelernte Berliner lernt nie aus, denn hinter den neuen Lektionen lauern stets weitere. Einstweilen bleibt das Leben hier eine zwispältige Angelegenheit – wobei die ungelernten, angelernten, gelernten und neuen Berliner immerhin von zwei relativ gesicherten, elementaren Erkenntnissen ausgehen können. Die eine liegt in den Gestirnen: in Berlins Stadthoroskop steht Saturn im sechsten Haus, was bekanntlich

ein jederzeit hartes und karges Leben für alle Bewohner garantiert. Die andere liefern die Gesteine: die unter dem Sand der Stadt lagernde tektonische Platte hat sich seit Millionen Jahren nicht verändert.

B. C., Berlin, im Juni 2008

Zeuge der Einheit

Dreizehn Jahre streunte ich in einem wunderlichen Freigehege, verbrütete die zweitbesten Zeiten meines Lebens in einem erstaunlichen Torso, einer spürbar unvollständigen Stadt. Obgleich ein Unbehauster, war ich zu Hause nur zu Haus – nur ein paar Ecken weit reichte die Sympathie, das reichte. Als selbstverständlich galt mir das Hiersein nie, lange nach Ankunft noch hielt das Gefühl des Unterwegseins an. Doch seit der Torso begann, sich in ein vorher unabsehbares Ganzes aufzulösen, seit ein unbegreiflicher werdendes Gesamtberlin sich zu neuem Ziel aufmachte, bröckelte mir selbst der schütterere Boden weg, mein gewohntes Stadtgefühl geriet in Turbulenzen. Den alten Ort vermißte ich so manches Mal. Ich hatte meine Anhänglichkeit an die Stadt der Anomalien unterschätzt – der Abschied fiel schwer.

In jener weithin unbedauerten und von mir unterschätzten Novembernacht des Jahres 1989 wurde auf Begehren des Ostens und infolge eines elanvollen Regierungsirrtums Westberlin von der Landkarte genommen; fortan beherrschten Hauptstadtgeraune und neue Rechenkunststücke meinen Wohnort. Eigentlich halte ich mich für einen ganz aufgeweckten Nachrichten-Empfänger – so leicht entgeht mir kein westafrikanischer Putschversuch, und wenn es auf den Faröer-Inseln in den Fischkisten knistert, weiß ich den Grund schon vorher. Aber in diesem Fall, dem Fall einer Mauer, fühlte ich mich vom ungebrochenen Erfindungsreichtum der Geschichte böseartig hintertergangen.

Mit einer bizarren Volte hatte sie mich reingelegt, oder besser, unter Ausnutzung der nächtlichen Körperstarre mich Ahnungslosen umgebettet von Westberlin nach Berlin. Ich fühlte mich stark angesprochen, wenn zunächst von allseits gefeierten Niederlagen die Rede war. Mein ganz persönliches Experiment »Leben und Arbeiten in Westberlin« endete, als die Labortüren aufflogen und Ostwind meine unter jahrelangen Mühen aufgebauten Versuchsanordnungen durcheinanderwirbelte. Das brachte wesentliche sprachliche und kulturelle Bezüge meines Systems in Gefahr. Ich war nach Berlin gegangen, weil ich London und New York City näher sein wollte – und nicht Leipzig, Brest oder Wrocław. Was bedeuten Pomoschtsch, Bolschoi und Narodni? Ich verstehe weder Polnisch oder Russisch noch Serbisch oder Sorbisch. Ich war hierhergekommen, weil ich den Westen in zugespitzter, gleichwohl auch teilannullierter Form erleben wollte.

Wer half mir jetzt die Lage ordnen? Es wurde übers Jahr eine nicht abreißende Kette der Verwirrungen geknüpft, jeder erinnert sich, und ich erinnere gern Kurioses. Zum Beispiel den Eilvorschlag der Kultursenatorin: auf den bald freiwerdenden Radio-Frequenzen von AFN (beliebter Ersteinführer des Dudelfunks) und BBC-BFBS solle rasch die naheliegende Zukunftsmusik einiger polnischer und slowakischer Stationen in die Stadt gesendet werden. Nun war der Osten praktisch da. Und es gab Leute, die schlagartig mit Hunderttausenden Zuwanderern aus der Sowjetunion rechneten bei auch dort zu erwartender Reisefreiheit. Hieße es tatsächlich Abschiednehmen von meiner bequemen westlichen Orientierung? Die beliebte Achse Berlin–New York erst einmal kappen? Jetzt, wo ich sie so gut kannte und im Gegensatz zur Achse Berlin-

Moskau nahezu alles restlos verstand? An Heiligabend '89, unterm Brandenburger Tor, fragte mich eine Amerikanerin, von ihrem isn't-it-so-beautiful-Lächeln durchdrungen bis in die Fersen – ja, sind Sie denn nun nicht richtig glücklich? Denken Sie doch an die vielen Probleme, sagte ich, und, meine Lady, who do you think is coming for dinner tomorrow? Bezeichnend genug, daß mich in der gefühligen Dämmerstunde der Einheit sogleich eine Amerikanerin ansprach – sie erkannte unter Zehntausenden ihren Partner in diesem Land. Ihr seid wirklich zu kompliziert, sagte sie, ihr Deutschen seid einfach nie zufrieden. Ein Unterschied zwischen Freunden: Amerikaner denken bei allem, was egal wo geschieht, es wäre speziell für sie gemacht, während Deutsche gern glauben, das ließe sich noch besser machen. Amerikaner sind immer zufrieden, selbst die Verschiebungen der Himmelsrichtungen verwirren sie nicht – Amerika kann überall sein, im Westen und im Osten auch.

Aber spätestens seit dem Frühjahr '89 hatte sich die Welt gedreht – der halbe Ostblock erschien zum Essen in Westberlin. Was gab's dort eigentlich vorher? Nun wurde ihnen alles geboten im Von-Ost-nach-West-Treiben, das Geschäft wirkte wie verabredet, wie Sonderauktionstage. Ließe sich das nicht auch anders organisieren? Wegen meiner ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt geringen Barmittel kam ich als Wirt der Einströmenden nicht in Frage und erteilte nur Auskünfte, hier Tiergarten, Tirrgatten, da Kudamm, hier mal 'ne Mark für die polnische Zigeunerband. What can a poor boy do? Mein Arbeitsprogramm unterbrechend, lebte ich Wochen und Monate von Nachrichten, saugte sie inständig von Papier und Mattscheibe, um die Nebel der Unklarheiten zu lichten. Komm endlich

raus aus deiner Info-Gummizelle, sagte meine Freundin Lucia, komm mit ins wilde Grün von Sanssouci. Sie war Niederländerin, der Entwicklung gegenüber distanziert. Ich wartete auf neue Zuschaltungen. Wer informiert sein will, sagte ich, der muß zu Hause bleiben. Ein Schnupper-Ausflug in den Ostteil hätte mir höchstens einen halben Tag Vorsprung vor den Medien verschafft, danach zöge das Tempo um so schneller wieder an. Die Gesellschaft kann rasen, die Lernprozesse des einzelnen laufen hinterher. Immer wenn ich eine Sache begriff, war der Mahlstrom der Vereinigung längst weitergekommen, eine schreckliche Dissonanz zwischen der Geschichte und mir, eine ständige Kollapsgefahr für meine Wahrnehmungsfähigkeit. Wie hart mußte dies erst für die Menschen auf der anderen Seite sein?

Aber je mehr Daten und Fakten ihres Lebens, ihrer Vergangenheit aufgeworfen wurden, desto deutlicher die Diskrepanz zu meinem geringen Wissen über die nebenan real existierenden Nachbarn. Die Chancen, sie verstehen oder gar ihre Erfahrungen nachvollziehen zu können, blieben gering. Mein bisheriger Mangel an ostwärts gerichtetem Interesse rächte sich nun fürchterlich. Ich hatte nur eine Sicht von außen und zeitlebens nur die westliche, bundesrepublikanische Perspektive, wie auf einer Schiene rückführbar bis zu meinem Kindheitskanzler Adenauer, der damals blanko von jeglichem Perspektivwechsel so vehement abriet wie spätere, dezidiertere Dissidenten und Ausgebürgerte. In meiner ersten Zeit hier war ich natürlich einer heftigen, grenzüberschreitenden Neugier gefolgt, Alex, Pergamon und Köpenick, und stets um 23 Uhr mit sausendem Kopf retour. Abgesehen von wenigen kuriosen Szenen schien jedoch kein Herankommen an die Men-

schen möglich, ohnehin ein pubertärer Gedanke in einer doppelten Millionenmetropole. Bis zuletzt konnte ich drüben niemanden, dagegen jedoch etliche Herübergekommene, die wiederum zur Klärung der tatsächlichen Lage in der DDR wenig beitrugen.

Nach meinem Eindruck waren die Staatenwechsler allesamt froh, einem schwer vermittelbaren, in allen Formen existierenden Grusel entkommen zu sein, von dem sie im Detail selten berichteten, sei es aus unterstelltem Desinteresse bei den Westlern, sei es aus dem Bedürfnis, rasch vergessen zu wollen. Ende der siebziger Jahre lernte ich einen ausgebürgerten Dramatiker kennen, der ein in Ostberlin angesiedeltes realistisches Buch geschrieben und hier wegen der herausgedeuteten Rundum-Sozialismuskritik höchstes Lob eingestrichen hatte. Weitblickend haßte er die Dissidentenkappe und zeigte sich erst mit den englischen Kritiken zufrieden. Sie besagten, das sei beste Science-fiction aus Deutschland, Geschichten aus einer Stadt, in der die Menschen, von einer Mauer gehindert, die andere Hälfte nicht betreten dürften und gar jedes Gefühl für die nahe, jenseitige Stadthälfte verloren hätten. Dies beschrieb ungefähr auch für mich das Gefühl während eines hier verbrachten Jahrzehnts: keines zu haben für Menschen, die dort drüben lebten. Ostberlin war für mich eine zugehängte Stadt.

Aber als an jenem Novembermorgen erstmals zahlreiche fremdländische Autos in die Parktaschen vor meiner Haustür geschlupft waren, als dort irritierend irritierte Menschengruppen die Passantenfrequenz in aller Frühe ungewohnt hochtrieben und als in meinem zweitklassigen Supermarkt Kassiererinnen erste ritualunkundige Ost-

deutsche im Wärterton auf Reihe brüllten, wußte ich, dies konnte nicht mehr derselbe Ort wie gestern sein. Die Geschichte machte auch vor Schöneberger Seitenstraßen nicht halt. Die Feldforschung der Neueingelassenen auch nicht: Weitab von den Zentren, ohne begleitende Medienvertreter, wurden längst verblichene Drogerien befangert und abgefackelte Wracks von Kaugummiautomaten an der Wand untersucht. In welcher Wunderwelt von Millionen Gegenständen wir doch hier lebten – keine Schraube, kein Flansch, kein Stück jenem im Osten identisch. Ich wurde fast neidisch auf die vielköpfigen, lustvollen Entdecker-Expeditionen vor meinen Augen – sie erlebten ein Gefühl, für dessen hohen Reizgrad ich bis zu den Dowayos nach Nordkamerun reisen mußte. Sogar meine morgenschlafe, nachlässig gekleidete Person fing neugierige Blicke nicht ungern ein – wie von selbst stellte ich etwas Neues dar, Westberliner Mensch, frei nach Madame Tussaud. Kein Vergleich jedoch zum voyeuristischen Aufruhr, den einer meiner Bekannten mit seinem weißen Zwölf-Zylinder-Jaguar in den ersten Wochen in umliegenden Kleinstädten und Dörfern bewirkte. Der Mann, ein Kreuzberger Malerfürst, ist ein bißchen hybrid, wobei ihn ehrt, daß er sich für diese Spazierfahrten nicht extra einen heruntergekommenen Kleinwagen zulegte. Das Geglötze war schlimm, sagte er. Seit dem Unions-Sommer würden die Leute allerdings demonstrativ weggucken, wenn er freundlich an ihnen vorbeigeleitet. Das ist aber noch viel schlimmer, sagte er über diese Weiterentwicklung.

Das Aufwühlende jener ersten Tage und Wochen war natürlich, daß große Politik, längst in die Apparate verbannt, in den ursprünglich öffentlichen Raum der Stadt zurückkehrte, in ihre Mitte und Straßen. Eine Lektion Geschichts-

unterricht im Freien: Welcher Wahnsinn hatte diese Menschen so lange vom Westen fernhalten können, und welcher noch größere Wahnsinn mußte die vorhergegangene Ursache dafür gewesen sein? Eine Kette von Unsinn brach in ihrem vorerst letzten Glied, und in der wilden Endphase zeigte sich die Unhaltbarkeit des verrammelten Zustandes der Stadt noch einmal deutlich (Achtung: Pflichtbeitrag!). Mir fehlte es an historischen Vergleichsmöglichkeiten wie jener meines einheimischen Anwalts, der am 13. August '61 die Gewehrmündungen der NVA-Soldaten auf seiner Jungenbrust spürte – und der allein infolge dieser Grenzbereichserfahrung nie besondere Sympathie für den anderen deutschen Staat entwickeln mochte.

Geschichte präzisiert die Erinnerung: Am ersten deutsch-deutschen Sonnabend radelte ich zur Siegestsäule, wo mir auf den zum Großen Stern führenden Straßen unablässig Zehntausende Menschen entgegenströmten. Solche Mengen hatte ich noch nie gesehen. Die kamen tatsächlich alle auf einmal. In Gruppen, mit Kinderwagen und Fahrrädern – hier, wo sonst wochenends nur Touristen umherzockelten; ein Treck der ersten Tage, go west. Ohne Stadtpläne, ohne die gegangenen Wege zu kennen, steuerte der Instinkt oder der den Westen aufnehmende Geruchssinn die Masse. Über den Kurs des wie gehetzt eiligen Marsches vergewisserten sich Heraustretende durch die »Kudamm-Frage«, gerichtet an noch leicht unterscheidbare West-Passanten. Fahrig Fragende traten auf mich zu, während ich versuchte, Erkenntnisse aus den Beobachtungen zu ziehen. Warum wirkten diese Menschen so gestreift? War die Mehrzahl überarbeitet, eventuell übergewichtig oder nur unvorteilhaft gekleidet, lag die Ursache ihrer Wirkung auf mich am politischen System oder lag's letzt-